

## Somm

Ritual  
der Sadisten

**Kaiphas und seine Kollegen, Hohepriester in Jerusalem, hatten allen Grund, misstrauisch zu werden.** War dieser Jesus von Nazareth nicht vor wenigen Tagen in die Stadt eingewandert, noch dazu auf einem Esel, unter dem Jubel der Bevölkerung? Wie verückt, als hätten sie den Verstand verloren, wirkten die Leute, deren Zahl in die Tausende ging. Mit Tränen in den Augen standen sie da oder eilten herbei, Kinder an der Hand hinter sich herziehend, und während sie Palmzweige vor ihm auslegten, riefen sie: «Der König der Juden ist da!», und Jesus hatte nicht widersprochen, wie Spitzel einem schlecht gelaunten Kaiphas danach berichteten.

**Bald darauf begab sich der junge Mann, ein religiöser Schwärmer, aber ein glänzender Redner, zum Tempel, dem heiligsten Ort der Juden, und wurde sogleich ausfällig.** Die Tische der Geldwechsler, die hier auf Kundschaft warteten, warf er um, vielleicht mit einem Tritt, die verdatterten Geschäftsleute wild beschimpfend, und auch die Taubenverkäufer regten ihn dermassen auf, dass er ihre Käfige öffnete und die Tauben fliegen liess, ohne dafür zu bezahlen. Anarchie in Jerusalem. Wäre es nicht Jesus gewesen, der hier randalierte, man hätte den Vorfall hinterher als Vandalenakt eines unstablen Menschen bezeichnet. Oder Politisches vermutet. Der Mann hatte Energie, der Mann schien gewaltbereit, der Mann war beliebt.

**Ohne Zweifel musste sich Kaiphas Sorgen machen. War es nicht denkbar, dass dieser Jesus von Nazareth den Aufstand der Juden gegen die Herrschaft der Römer herbeiführte und so auch die einheimische Oligarchie in Verlegenheit brachte, die ganz gut damit lebte? Kaiphas, Chef des Tempels und aus bester Familie stammend, gehörte selbst dazu. Zwar, so war zu vernehmen, sprach Jesus stets von einem Königreich, wo er regieren wollte, das nicht von dieser Welt wäre, aber wenn nicht einmal seine zwölf Anhänger, die man später Apostel nannte, das begriffen, warum sollte es Kaiphas verstehen?**

**Was folgte, ist bekannt. Es ist die berühmteste Geschichte aller Zeiten, und sie stimmt wohl in weitesten Teilen:** Jesus wurde mitten in der Nacht verhaftet, mit fingierten Vorwürfen eingedeckt, der Gotteslästerung angeblich überführt und von Pontius Pilatus, einem feigen Chefbeamten aus Rom, der nur an seine Karriere dachte, zum Tod verurteilt – wobei Pilatus alles dafür tat, dieses Justizverbrechen nachher den Juden, insbesondere den Priestern um Kaiphas, anzulasten. Die Kreuzigung sollte am Freitag, kurz vor Beginn des Passachs, des hohen Fests der Juden, vorgenommen werden.

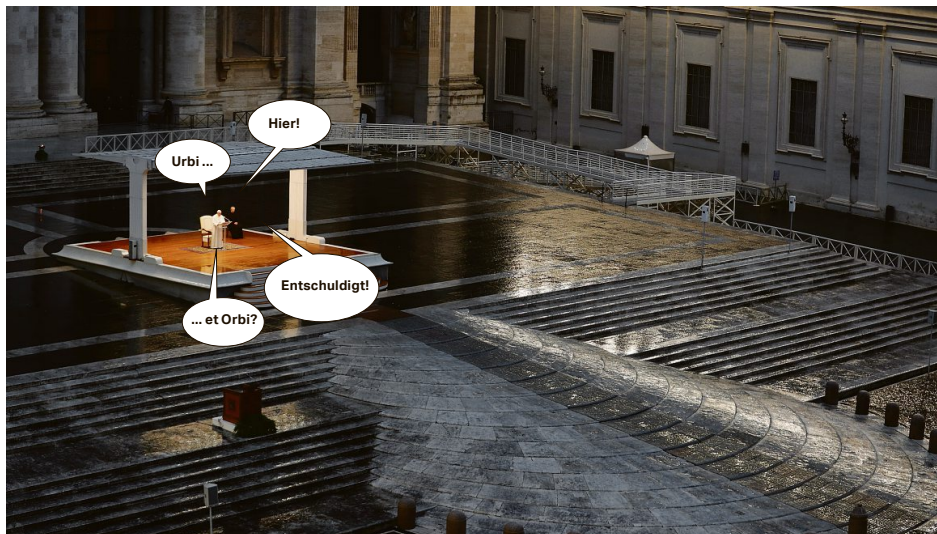
**Keine Hinrichtungsmethode war brutaler. Die Römer bestrafte** damit die gemeinsten und gefährlichsten Verbrecher – aus ihrer Sicht. Wer am Kreuz hing, starb alle Tode. Es war ein Ritual, das einem detaillierten Drehbuch unterlag, erfunden von Sadisten, angewandt von einem Herrenvolk, das wie kein anderes wusste, wie man Menschen zum Gehorchen bringt. Zuerst wurde Jesus von zwei Legionären an einen Pfahl gebunden und ausgepeitscht. Um sicherzugehen, dass sie ihn nicht schon jetzt umbrachten, setzten sie Peitschen ein, die dieses Mal nicht mit Metallstücken versehen waren, sondern mit Bleikugeln, was zwar genauso verheerend wirkte, aber den Körper nicht aufriss. Dann bürdeten sie ihm einen Balken auf, den horizontalen seines Kreuzes, und prügelten ihn durch die Stadt zum Hinrichtungsplatz, einer kleinen Anhöhe vor der Stadt, Golgatha genannt, Ort des Schädels. Hier legte man Jesus auf das Holz und nagelte ihn an, wobei die Nägel durchs Handgelenk getrieben wurden, damit die Knochen den Körper trugen, nicht das Fleisch, wenn er dann am Kreuz hing. Nun war alles bereit, ihn hochzuziehen, um den horizontalen mit dem vertikalen Balken zu einem Kreuz zu verbinden. Der vertikale Balken mass gegen zwei Meter und hatte schon da gestanden. Zum Schluss befestigte man Jesus' Füsse, indem man sie übereinanderlegte und einen dritten Nagel einschlug.

**Gestorben wurde langsam.** Je nach Konstitution konnte das Stunden dauern, und gestorben wurde, weil man ersticke. Denn um zu atmen, war das Opfer gezwungen, sich an den Armen hochzuziehen, damit die Lunge sich dehnte, was sehr viel Kraft erforderte. Wenn diese nachliess, war der Tod nicht mehr weit. Jesus starb am späten Nachmittag. Man nahm ihn vom Kreuz und brachte ihn in eine Gruft, die mit einem grossen Stein verschlossen wurde.

**Als man am Sonntag nachschaute, ob er wirklich tot war, wie dies das jüdische Gesetz verlangte, war der Stein weggerollt.** Jesus war weg. Bis heute blieb seine Leiche unauffindbar.

Markus Somm, Autor der Sonntagszeitung

## Die andere Sicht von Peter Schneider



Papst Franziskus während des traditionellen Kreuzwegrituals auf dem leeren Petersplatz in Rom

Foto: Reuters

## Ein 100-Millionen-Franken-Geschenk

Die grosszügige Entschädigung für ÖV-Abonnenten ist Ausdruck einer Verteilpraxis, die ausser Rand und Band geraten ist, moniert **Rico Bandle**

Wer kann, soll von zu Hause aus arbeiten. So lautet die Vorgabe des Bundesrats. Entsprechend viele Leute verzichten auf die tägliche Fahrt ins Büro, ihre Abonnemente für Bahn und Bus bleiben unbenutzt.

Die Branchenorganisation des öffentlichen Verkehrs hat diese Woche mitgeteilt, die betroffenen Kundinnen und Kunden zu entschädigen. Bereits gelöste Abonnemente sind 15 Tage länger gültig, was einem Gegenwert von 100 Millionen Franken entspricht.

100 Millionen Franken für bereits stark subventionierte ÖV-Pendler? Erstaunlicherweise waren nach dem Entscheid keinerlei kritische Stimmen zu hören. Dabei verlieren die Bahn- und Busunternehmen zurzeit laut eigenen

Rico Bandle,  
Redaktor



Angaben 500 Millionen Franken pro Monat. Es ist klar, wer am Ende die Verluste und damit auch das Geschenk an die Bahn-Abonnenten bezahlen wird: die Steuerzahler.

Um ein Geschenk handelt es sich bei dieser «Entschädigung» tatsächlich. Züge und Busse fahren noch immer, wenn auch etwas weniger häufig. Die Abobesitzer haben keinerlei finanzielle Einbussen, wenn sie das Angebot nicht nutzen. Konsequenterweise müsste der Staat auch die Leasingraten von Autopendlern übernehmen, was aber ebenso absurd wäre.

In Zeiten von Corona scheint solcherlei niemanden zu stören. Was sind schon 100 Millionen Franken, wo doch der Bundesrat bereits Hilfsleistungen in der Höhe von 40 Milliarden ge-

sprochen hat? Wenn die Geldtöpfe so weit offen stehen, kriegen Subventionsjäger und Geldverteiler aller Lager glänzende Augen. Nun soll endlich erreicht werden, was in normalen Zeiten chancenlos ist: ein bedingungsloses Grundeinkommen beispielsweise, Gratis-Kinderbetreuung, höhere Löhne für gewisse Berufsgruppen, Hilfsleistungen auch für Firmen mit Millionenboni und vieles mehr.

Wer über eine starke Lobby verfügt, hat also beste Chancen, an das grosse Geld zu gelangen. Wie die Branche des öffentlichen Verkehrs. Derweil bangen andere, vor allem Selbstständigerwerbende, noch immer um ihre Existenz. Ihnen zu helfen, wäre wichtiger, als dort Geschenke zu verteilen, wo es sie gar nicht braucht.

Das hässliche Gesicht  
der Tourismuskantone

Berggemeinden grenzen Besitzer von Ferienwohnungen aus – und schaden damit vor allem sich selbst, stellt **Beat Schmid** fest

In guten Zeiten sind sie gerne geduldet, die Zweitwohnungsbesitzer aus dem Unterland, die Aargauer, die Zürcher, die Basler. Sie bezahlen Steuern und entrichten Abgaben, sie kaufen lokal beim Bäcker und beim Metzger ein. Sie bezahlen viel mehr für die Bergbahnen als die Einheimischen und schiessen auch Geld ein, wenn es knapp wird. Sie nehmen am kulturellen Leben teil und engagieren sich in Skiclubs.

Ofmals zahlen sie mehr in eine Gemeinde ein als mancher Erstbewohner. Ohne die Unterländer herrschte in vielen Bergdörfern tote Hosen. Strukturen in den Dörfern würden zusammenbrechen, ganze Talschaften sich noch schnell

Beat Schmid,  
Wirtschaftsautor



er entleeren. Man ist in den Bergen auf das Geld der Unterländer angewiesen und nimmt es gerne.

Es ist ein teurer Deal, auf den sich die Unterländer einlassen. In Krisenzeiten zeigt sich nun, dass er keinen Wert hat. Die Tourismusgebiete zeigen ihr hässliches Gesicht.

So verlangt der Krisenstab in Graubünden, dass Ferienhausbesitzer «unverzüglich Anzahl und Alter der Personen melden, die sich in der Wohnung aufhalten». Der Gesundheitsdirektor warnt im Radio vor Reisen in seinen Kanton, weil die medizinische Infrastruktur an den Anschlag kommen könnte – und unterschlägt dabei, dass die meisten Spitäler Kurz-

arbeit einführen mussten. Am Gotthard befragen Urner und Tessiner Polizisten die Autofahrer nach den Gründen ihrer Fahrten und versuchen sie zum Umkehren zu bewegen.

Dass es auch anders geht, beweisen die Berggebiete in Bern und im Wallis. Dort wird nicht penetrierend unterschieden zwischen Einheimischen und «fremden Föteln». Es wird ganz nüchtern auf die allgemeinen Verhaltens- und Hygieneregeln hingewiesen. Und wenn nötig, wird der Zugang zu beliebten Ausflugszielen eingeschränkt. Aus epidemiologischer Sicht ist das Verhalten entscheidend, nicht ob jemand Erst- oder Zweitbewohner ist.